

hre Pflicht erinnert und das Geld aufgebracht. Demnächst reist er nach Palästina zurück, wo schwere, aber hoffnungsvolle Arbeit seiner wartet.

Dorher aber sprach er noch in Leipzig, aus alter Freundschaft. Worüber? Er forderte nicht, er agitierte nicht. Er erzählte nur. Aber in seiner Erzählung, in den wichtigen Tatsachen lag stärkste Forderung, lag mächtigste Werbekraft. Denn, der erzählte, war einer, der selbst dabei gewesen, ein Augenzeuge von der Front, der Front der werktätigen jüdischen Arbeit, des produktiven Schaffens im alten Heimatland, von dem allein die geistige und körperliche Verjüngung unseres Volkes, die Erhaltung seiner Kulturwerte erhofft werden kann, die für die ganze Menschheit bedeutsam sind.

Leo Kaufmann schilderte das Land, den Charakter der harten, entbehrungsvollen Arbeit, Gliederung und Leben der Kibuzah, die Beziehungen zu den Arabern, das Wirken der *Eduw Awoodah*, der jüdischen Arbeitslegion. Er sprach von *Josef Trumpeldor*, dem heute schon legendarisch verkörperten gefallenen Helden des Aufbaues, und er nannte all die Gefahren, die das jüdische Werk bedrohen, Gefahren, die oft nur darum so groß sind, weil viele Juden Europas und Amerikas es an Opfermut so sehr fehlen lassen, weil die Idee des *Maaßer*, der Abgabe des Zehnten vom Vermögen und Einkommen an den *Keren Hajessod*, noch nicht allenthalben gefestigt hat.

Etwas weniger Geld für Dielen, Bars, Kleider- und Juwelenuflus, teure Vergnügungsreisen, und es könnten mit dem so ersparten Geld viele unserer besten Menschen — denn nur die Besten verharren in der Arbeitsfront in Palästina — durch wirksameren hygienischen Schutz vor der Malaria errettet, es könnten durch verstärkte Siedlung unsere Kolonien gegen Angriffe besser gesichert werden.

Der Sinn von Leo Kaufmanns Worten war:

„Wir setzen unser Leben ein für Erez

Israel — denn wir haben kein anderes Land und keine anderen Menschen. Ihr aber, was tut ihr?“

Der stürmische Beifall am Ende seines Vortrages ist dem Manne, der als Augenzeuge von der Front kommt, nicht von der Front eines Zerstörungskampfes, sondern der Front eines wahrhaften Kultur- und Friedenswerkes, noch keine genügende Erwiderung. Geben wir ihm, der wieder hinauszieht zu den Seinen, wo der Pflug, von jüdischer Hand geführt, uraltes Brachland der Väterheimat wieder fruchtbar macht, die Antwort, die das jüdische Palästina heute von uns erwartet! Gedenken wir dessen, daß das Land unserer Ahnen wohl noch einmal, wie es die Juden Rußlands heute erleben, die Zuflucht aus dem friedlosen Europa für uns und unsere Kinder werden kann! Was wir am jüdischen Volke, am jüdischen Lande tun, das tun wir an uns selbst.

## Wahlreform, die Forderung des Tages!

Wie uns aus Dresden gemeldet wird, hat das Gemeindegremium der Israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden folgende Neuordnung des Wahlrechts beschlossen:

Aktives Wahlrecht (Stimmrecht) haben sämtliche (in- und ausländischen) männlichen Gemeindeglieder über 23 Jahre, die seit wenigstens drei Jahren Gemeindesteuereinzähler sind. Passives Wahlrecht (Wahlbarkeit) haben alle männlichen reichsdeutschen Gemeindeglieder über 28 Jahre, die seit wenigstens fünf Jahren ortsansässig sind. Es gilt das gleiche, geheime, direkte Wahlrecht nach dem Proportional-system. Im Januar 1923 findet die Neuwahl des gesamten Gemeindegremiums statt.

Die Dresdner Gemeinde hat damit zwar unsere unumstößliche demokratische Grundforderung, Gleichbe-

rechtigung in Stimmrecht und Wahlbarkeit für sämtliche (in- und ausländischen) Mitglieder, noch bei weitem nicht erfüllt. Wohl aber ist doch schon ein kleiner Fortschritt gegenüber dem schmahlvollen Zustand völliger Entrechtung der großen Majorität der Gemeindeglieder in Leipzig und in Chemnitz sichtbar.

Die Dresdner Teilreform ist für uns eine Etappe auf dem Vormarsch zur völligen Demokratisierung der jüdischen Gemeinden Sachsens, den wir durchführen werden, bis das Ziel erreicht ist.

## Leipziger Gemeindefestung vom 6. November.

Die Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Gemeindegewahlen stehen bevor. Mit Ablauf dieses Jahres scheiden aus dem Gemeindegremium turnusgemäß zehn Mitglieder aus. Die Neuwahl findet daher am Sonntag, den 10. Dezember statt. Neben den Modalitäten der Wahl gewinnt daher auch die Frage des Wahlrechts selbst erneut aktuelles Interesse. Alles Weitere wird man aus dem untenstehenden Sitzungsbericht ersehen. Die Sitzung dauerte kaum eine Stunde. Umso länger wird man aber wohl beim nächsten Male zu verhandeln haben.

Die Sitzung beginnt mit der Bestimmung der sechs Mitglieder des **Wahlausschusses**, der unter dem Vorsitz des Gemeindevorstehers die kommenden Wahlen leiten soll. Es werden gewählt: **Hodes, Joske, Schick, Dr. Schreiber, Dr. Wohrizek, Ury.**

**Tumpowsky** fragt bei dieser Gelegenheit an, ob die **Wählerliste** auf den heutigen Stand gebracht und den Wahlinteressenten zugänglich gemacht werde. **Rosenthal** antwortet bejahend mit dem Hinweis auf die öffentliche Auslegung der Liste vom 10. bis mit 24. November 1922 und die dadurch gegebene Berichtigungsmöglichkeit und erklärt sich zu weiteren zweckdienlichen Maßnahmen bereit.

Auf Grund einer Mitteilung des Vorstehers wird der Vorstand ermächtigt, die durch die Nachträge unübersichtlich gewordene **Gebührenordnung**

## Der neue Jude.

Von **Naum Sokolow.**

(2. Fortsetzung.)

Ein ausgezeichnete Professor für orientalische Sprachen, einer der Lehrer im Seminar, sagte zu mir: „Ein bemerkenswerter junger Mann, dieser Ihr Landsmann. Er könnte mit glänzendem Erfolg seine Studien vollenden und würde als Gelehrter eine große Zukunft haben, denn seine Bildung ist umfassend. Doch seine gegenwärtige Gemütsverfassung macht ihn ganz unmöglich. Er ist ein wahrer Träumer.“ Der Talmudprofessor sprach in Ausdrücken über ihn, die einem Lob gleichkamen. „Er ist in meinem Gegenstand eine Autorität; er weiß viel; er spricht gut, doch er arbeitet von einer ungesunden Basis aus. Ein guter Gelehrter, doch voll unbestimmter, schwankender Theorien.“

Sein Rektor, ein Organisator und höchst strenger Mann, äußerte sich zorniger. „Dieser Russe“, sagte er, „ist widerspenstig wie ein wildes Pferd; entweder befolgt er genau unsere Vorschriften und Grundsätze, oder es wird da bald kein Platz mehr für ihn sein.“

Tatsächlich waren diese Vertreter des fortschrittlichen und modernen Judentums in ihren Exkommunikationen fanatischer als die Leute im Beth Hamidrash meines Geburtsortes. Meir wurde ohne einen Kreuzer, ohne Freunde, einsam — vor die Tür gesetzt.

Es vergingen einige Jahre, bis ich ihn wieder fand, und dazwischen hörte ich sehr wenig von ihm. Ich wußte, daß er mit seiner Feder durch Uebersetzungsarbeiten sein Brot verdiente. Er hätte auch nichts dagegen gehabt, Kellner zu werden. Er war zu stolz, um Freunde um Hilfe zu bitten. In der Tat, er hatte keine Freunde. Er wollte sich keiner Gesellschaft, keinem Klub anschließen; seine Seele war eine von jenen, die, wie es in der Kabbala steht, in der Leere verloren herumirren. Ich habe ihn nicht vergessen und war bereit, eine jede Gelegenheit freudig zu ergreifen, um ihn zu treffen und in ihm zu forschen. Wo immer auch meine Reisen in unserer

kleinen Welt mich hinführten, fragte ich nach ihm, doch ich konnte seine Spur nicht finden. Bei einem der ersten Zionistenkongresse, in einem der langen Gänge des *Vasler Kaffinos* streckte mir ein hoher, gut aussehender, junger Mann seine Hand entgegen.

„Meir, sind Sie hier? Warum hörte ich kein Wort von Ihnen? Sind Sie ein Delegierter? Erinnern Sie sich noch Ihrer Ideen?“

„Es ist sehr lieb von Ihnen“, sagte er.

„Sie müssen aber Delegierter werden“, sagte ich. „Ich kann Ihnen ein Mandat verschaffen oder Ihnen meines abtreten.“

„Nein, danke sehr; ich kam nur um ein wenig Informationen, um die Wichtigkeit meiner Ideen bekräftigt zu sehen. Außerdem bin ich ein Doutsider. Ich schließe mich keiner Organisation an. Ich betrachte die Sache für mich selbst. Ich kümmere mich nicht um die Menge.“

„Doch sagen Sie mir, Meir, wo stehen Sie jetzt? Nennen Sie sich einen Zionisten? Wüßten Sie nach Palästina gehen? Kann ich Ihnen behilflich sein?“

„Nein, danke; ich verdiene mein Brot, und ich habe auch ein wenig Landwirtschaft gelernt. Was hätte es für einen Sinn, mich einen Zionisten zu nennen? Sie würden es im Ausland veröffentlichen. Es mag ja richtig und notwendig sein, all diese Kongresse und Organisationen zu haben. Doch was ich bin, das ist nur meine Angelegenheit. Sie kennen meine Ideen. Was Palästina betrifft, so ist das der einzige Weg, nicht für das Individuum, sondern daß wir das ganze Leben eines Mannes und eines Juden leben können. Mein Blut schreit nach unserer Heimat. Doch Sie sollen sich nicht bemühen; ich werde meinen Weg schon allein finden.“

Das war der alte Meir wie vor vielen Jahren. Er wollte mit Gruppen nichts zu tun haben; er war bereit, eine jede aufgeworfene Frage zu erfassen, aber stets wie ein Außenstehender, dem die erreichte Schlussfolgerung gleichgültig war. Er würde die Lösungsworte irgendeiner Partei nie angenommen haben. Wäre er gezwungen gewesen, zu erklären, was er ist, so hätte er wahrscheinlich gesagt: ein Mensch, ein Jude. Er hielt sich von den überfüllten

Landstraßen ferne. Ich begegnete ihm auf diesem Kongress nicht mehr und nachher verlor ich ihn gänzlich aus den Augen.

Ich begegnete Meir nach mehreren Jahren voriges Jahr in Palästina und fand ihn in vieler Hinsicht noch als den Alten, doch sehr verändert. Groß, schlank, mit einfach-würdevollen Manieren und mit seinem alten, wunderlichen Zauber. Ein Hauch der Freiheit in seinem Gesicht: das war das Neue. Ich konnte kein Auge von ihm wenden. Derselbe milde Ausdruck, dieselbe Offenheit und unbedingte Aufrichtigkeit, aber mehr Kraft, mehr Natürlichkeit — ja, mehr Kraft. Seine Arme, stark wie Stahlreifen, hatten eine Art von Entschlossenheit in ihrer Haltung; ein vollkommener physischer Zustand, Kontrolle, Konzentration, Zusammenarbeiten des Geistigen und des Körperlichen bis zum gesetzten Ziele, ein unbegrenzter Wille von suggestiver Kraft. Ich sah ihn noch nie so fröhlich, so lebendig. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Meir, Sie sind hier — ist das Traum oder Wahrheit?“

Ich traf ihn in Obergaliläa an einem der herrlichen Frühlingsabende Palästinas. Der wolkenlose Sonnenuntergang erstarrte im Westen zu einer amethystfarbenen Nachtglut, die unermesslich gegen den Berg Hermon in Malvenfarbe übergehend sich mit dem tiefen Purpur der sich verhüllenden Landschaft mengte. Es war ein Schwelgen in Farben: das reine Weiß des Libanon, das Frühlingsgrün von *Badi-Min-Ma*; ein in seiner Erhabenheit und Eigenart verwirrender Anblick. Das Panorama öffnete sich vor mir in seiner köstlichen Liebeshwürdigkeit wie ein wirklich gewordener Traum. Und in dieser Umgebung war mein alter Freund Meir ein Mann von „großen Wirklichkeiten“. Was sind die „großen Wirklichkeiten“? Ein Farmer, sein Weib und seine zwei Kinder. Ja, und daß sie sich zu Hause fühlen. Meir stellte mich seiner Familie vor. Seine Frau *Deborah* war ein auffallend hübsches Weib, Tochter eines alten jüdischen Ansiedlers aus *Petach-Tikwah*. Eine heitere, freundliche, jüdische Frau mit wunderschönen Augen und braunen Haaren. Gemeinsame